

lin-Note von 1952 und der ihr folgenden Diskussion. Paul Sethes Position (S. 247–264) erscheint dabei zwar eindeutig, aber im Ton vorsichtiger, als es sich aus dem von Hartmut Soell 1975 in den »Vierteljahrsheften für Zeitgeschichte« publizierten Briefwechsel mit Fritz Erler schließen läßt, den Kiefer aber nicht heranzieht. Die Kurzporträts der Zeitungen (S. 17–25) sind nicht nur in diesem Zusammenhang zu knapp ausgefallen.

Zu bedauern ist, daß Kiefer gar nicht auf journalistische Aspekte eingeht, z. B. die Trennung von Nachricht und Meinung, und auch kaum – abgesehen von der »Süddeutschen Zeitung« – der Frage nachgegangen ist, ob sich die von den Presseoffizieren der Besatzungsmächte in den einzelnen Zonen zu vertretenden redaktionellen Prinzipien in der Nach-Lizenzphase gegen die Konkurrenz der Altverleger-Presse behauptet haben. Dies hätte u. a. am Beispiel der nationalen Symbole (S. 57 ff.) geschehen können.

Kiefer als Historiker beschränkt sich bei seinen Aussagen über die »öffentliche Meinung« und die meinungsbildende Funktion der Presse im wesentlichen auf das unreflektierte Zitat von Autoritäten unterschiedlicher Provenienz. Dabei und bei der oft diffusen Bewertung seiner Befunde macht sich nachteilig bemerkbar, daß er sich nicht an klar formulierten inhaltlichen Hypothesen orientiert, in denen sich der Forschungsstand konzentriert niedergeschlagen hätte, und den man dann an den Befunden hätte überprüfen können. Die Schlußbetrachtung mildert ein wenig diesen Eindruck.

Kiefer bezeichnet die deutsche Frage als das zentrale Thema der überregionalen westdeutschen Presse. »Von einer Verdrängung der Teilungs-Problematik und ihrer Konsequenzen« könne bis 1955 keine Rede sein. Ebenso wenig hätten die »Qualitätszeitungen« die »nationale Identitäts-Problematik« tabuisiert. Bis auf den »Rheinischen Merkur« war die Bundesrepublik Deutschland für alle analysierten Zeitungen nicht eine Art Ersatz-Vaterland. 1990 sollte die Grundgesetz-adäquate Position der katholischen Wochenzeitung verwirklicht werden, als die DDR nach Art. 23 GG in der Bundesrepublik Deutschland aufging.

Wenn Kiefer unterschiedliche Pressestimmen aus verschiedenen Jahren und von verschiedenen Autoren zu einem Meinungssteppich verwebt,

bleibt die jeweilige aktuelle Situation nur allzu grob im Blick. Einzelmeinungen deutet Kiefer methodisch fragwürdig als repräsentativ (wofür?), obwohl er (z. B. S. 54 im Falle des »Spiegel«) gelegentlich solche Interpretationen zu vermeiden sucht.

Der »Quellenberg« hätte sich durch ein Sachregister dauerhafter erschließen lassen. Man vermißt auch, daß Kiefer in den Anmerkungen Autoreninitialen nicht auflöst, obwohl er gewiß weiß, wer sich z. B. hinter HGSt oder hk. verbirgt.

KURT KOSZYK, Dortmund

Arno Maierbrugger: *»Fesseln brechen nicht von selbst«*. Die Presse der Anarchisten 1890–1933 anhand ausgewählter Beispiele. – Grafenau-Dörfingen: Trotzdem Verlag 1991, 214 Seiten mit Abb.

»Anarchismus« steht für ein im 19. Jahrhundert aufkommendes Phänomen, das vielfältige und unterschiedlich ausgeprägte politisch-gesellschaftliche Ideen umfaßt. Gleichzeitig war »Anarchismus« eine Chiffre für soziale und politische Umsturzängste, wie sie auf seiten der Obrigkeit bestanden. Nicht nur im deutschen Kaiserreich hat sie versucht, die »gemeingefährlichen Bestrebungen«, insbesondere die anarchistische Presse, einzudämmen.

Maierbrugger geht es in dieser Studie vor allem um die Aufarbeitung eines historischen Feldes, das Personen und Leistungen berücksichtigt, die jenseits der an traditionellen Größen und deren Handlungen orientierten Historiographie anzutreffen sind. Er stellt fest: Da die »Anarchisten« mit ihrer Presse in erster Linie Sozialgeschichte gemacht hätten, sei ihre Vernachlässigung durch die Forschung wenig verständlich. Versäumtes wettmachen könne eine »Strukturanalyse« mit dem Ziel, »über die additive Aneinanderreihung einzelner Mediengeschichten hinauszugehen[,] und zum zweiten, die Inhalte der untersuchten Medien substantiell auf die Mediengeschichte zu reflektieren«.

Maierbrugger baut seine Arbeit in vier Schritten auf. Im ersten Kapitel legt er seinen Forschungsansatz dar. Den Sozialutopien und Gesellschaftsmodellen des 19. Jahrhunderts geht er

im zweiten Kapitel nach und beschreibt Ursprünge und zentrale Köpfe anarchistischer Denkweisen, repräsentiert durch Godwin, Proudhon, Bakunin, Kropotkin und Stirner.

Es folgt ein Kapitel über die deutschsprachige anarchistische Presse, von den ersten Versuchen in Frankreich und der Schweiz Mitte des 19. Jahrhunderts bis hin zu verschiedenen publizistischen Unternehmungen in der Weimarer Republik. Dieser Längsschnitt zeigt die Vielfalt, vor allem aber Heterogenität dieser Blätter. Außerdem wird deutlich, daß die pressehistorische Entwicklung oftmals eng verknüpft gewesen ist mit der institutionellen Etablierung des Anarchismus. Exemplarisch seien genannt aus der Anfangszeit der 1876 begründete »Sozialdemokratische Verein« in Bern oder die beiden nach dem Ersten Weltkrieg entstandenen Organisationen, die syndikalistische »Freie Arbeiter-Union Deutschlands« und die »Föderation Kommunistischer Anarchisten Deutschlands«.

Im vierten Hauptkapitel hat Maierbrugger fünf Zeitschriften porträtiert. Er untersucht unter den Stichworten »Editorisches«, »Inhalt und Struktur« sowie »Ideengeschichtliche Zusammenhänge«, mit welchen Konzeptionen ihre Herausgeber versuchten, »Gegenöffentlichkeit« herzustellen. Johann Mosts »Freiheit« (1879–1910), die im englischen Exil begründete, seit 1883 in den Vereinigten Staaten von Amerika erscheinende Wochenzeitung, steht nach Maierbrugger für das Programm einer »Propaganda der Tat«. Gustav Landauers »Sozialist« (1891–1915, mit Unterbrechungen) sollte gesellschaftstheoretische Modelle nicht nur vermitteln, sondern auch eigenständig weiterentwickeln. Landauer hat seinem Blatt im Laufe der Zeit unterschiedliche Funktionen zugewiesen, das zeigen die wechselnden Untertitel: aus dem »Organ der Unabhängigen Sozialisten« (1891) war 1909 das »Organ des Sozialistischen Bundes« geworden.

Der Schriftsteller und Journalist Erich Mühsam wird mit zwei Publikationen vorgestellt. »Kain. Zeitschrift für Menschlichkeit« (1911–1914; 1918/19) begründete Mühsam auf dem Höhepunkt seiner literarisch-publizistischen Tätigkeit. Es handelte sich, so Maierbrugger, um eine gewollte Ein-Mann-Unternehmung, die weit davon entfernt gewesen sei, irgendwel-

che Bewegungen zu unterstützen. Mühsams Kritik galt hauptsächlich dem Literaturbetrieb und der bürgerlichen Presse. Im Unterschied zu Landauers Zeitschrift sei seine Publizistik viel stärker handlungsorientiert gewesen. Ungebrochen waren seine Versuche, Kontakte zu proletarischen Organisationen aufzunehmen. Nach seiner Entlassung aus der Festungshaft, 1924, schloß sich Mühsam der »Anarchistischen Vereinigung Berlin« an. Als Propagandist revolutionärer Bestrebungen schuf er 1926 dieser Vereinigung ein Sprachrohr mit dem bezeichnenden Titel »Fanal« (1926–1931/32). Die Zeitschrift wurde schließlich Opfer der Maßnahmen, die man staatlicherseits »zur Bekämpfung politischer Ausschreitungen« ergriffen hatte.

»Ret Marut« ist der vierte Publizist und Herausgeber, den Maierbrugger vorstellt. Die Person hinter dem Pseudonym steht immer noch nicht sicher fest; bestätigt hingegen ist ihre Identität mit dem Verfasser von Abenteuerromanen, B. Traven. 1917 bis 1921 brachte Ret Marut die – unregelmäßig erscheinende – Zeitschrift »Ziegelbrenner« heraus. Das Blatt war allein in bezug auf seine periodische als auch inhaltliche Unstetigkeit verlässlich. Es ist in zweierlei Hinsicht interessant: 1. es »durchlebte« in der kurzen Erscheinungszeit drei gänzlich unterschiedliche politische »Situationen« (militärische Vorherrschaft im Ersten Weltkrieg, Zeit des revolutionären Umbruchs, Republik); 2. zeugt seine innere Heterogenität von den individualanarchistischen Tendenzen seines Herausgebers.

Es ist Maierbruggers Verdienst, sich einem noch ungenügend bearbeiteten Feld der Pressegeschichte gewidmet und dabei interessantes Material (wieder-)entdeckt zu haben. Er versteht seine Arbeit als einen Beitrag zur Kommunikationsgeschichtsschreibung, der über eine reine Mediengeschichte hinausgeht und sich zum Ziel setzt, »die Entstehung, Organisation, Form- und Sprachgebung sowie die Wirkung der behandelten Forschungsobjekte aus dem richtigen Winkel« zu beleuchten. Ist dies wenig präzise formuliert, so bleibt unklar, was Maierbrugger im Umkehrschluß unter einem »medienunabhängigen Zugriff[s] auf (Sozial-)Geschichte« versteht.

Leider kommen in der Verfolgung des Ansatzes grundlegende Ausführungen besonders zur kommunikationsrechtlichen Situation entschie-

den zu kurz. Das im Deutschen Reich seit 1874 geltende Reichspressegesetz wird mit keinem Wort erwähnt. Sind die vier Jahre bis 1878 als Zeit relativer publizistischer Freiheit zu werten? Durch Zensur und Verbot war die anarchistische Presse ständig bedroht. In diesem Zusammenhang wäre beispielsweise wichtig gewesen, darzustellen, ob nach dem Fall des Sozialistengesetzes 1890 quantitative und qualitative Veränderungen im Bereich dieser Publizistik auszumachen waren. Auch die gänzlich andere kommunikationspolitische Situation des Ersten Weltkrieges bleibt nahezu unberücksichtigt.

Die Lektüre des Buches wird durch eine umständliche Sprache erschwert. Erhebliche Mängel bestehen auf formaler Ebene: Der auf dem Buchrücken als Schwerpunkt angekündigte Beitrag zu dem Anarchopazifisten Ernst Friedrich ist tatsächlich zwei Seiten lang. Textdoppelungen, Inkongruenzen mit dem Inhaltsverzeichnis und Verschiebungen bzw. Lücken in den Anmerkungen treten gehäuft auf; ein weiterer Korrekturgang wäre notwendig gewesen.

GUNDA STÖBER, Berlin

Georg Ruhrmann: *Rezipient und Nachricht*. Struktur und Prozeß der Nachrichtenrekonstruktion. – Opladen: Westdeutscher Verlag GmbH 1989, 260 Seiten.

»Nur jeder 33. deutsche Zuschauer kann eine ARD- oder ZDF-Nachrichtensendung überhaupt ausreichend verstehen und korrekt wiedergeben.« Diese etwas erschreckende Feststellung steht an erster Stelle in Ruhrmanns Resümee seiner empirischen Untersuchung. Doch ganz so schlimm, wie es auf den ersten Blick scheint, ist es um den politischen Intellekt der Bürger doch nicht bestellt. Schließlich würde man ja auch nicht behaupten, nur jedem Hundertsten bekomme der Big Mac, wenn durchschnittlich überhaupt nur einer von dreien die McDonald-Restaurants frequentierte, davon vier Prozent das betreffende Gericht bestellten und schließlich davon jedem Vierten schlecht würde. So ähnlich ermittelt Ruhrmann nämlich seinen »Wirkungsgrad« von drei Prozent, den er als Anteil verstehender Zuschauer interpretiert: Den Anteil der

Nachrichtenseher unter den Zuschauern (0,66) multipliziert er mit dem Anteil der erinnerten an den gesendeten Nachrichten (0,24) und dem der davon wiedergegebenen Informationsmenge (0,4); dies gewichtet er dann weiter mit der »inhaltlichen Richtigkeit« (0,74) und dem »objektiven Gesamtverständnis« (0,66). Bei näherer Betrachtung zeigt sich also: die Verarbeitungsleistung der Nachrichtenseher ist wesentlich besser, als es der »Wirkungsgrad« vermuten läßt. Die größte Selektivität lag darin, sich überhaupt an gesendete Nachrichten zu erinnern. An weniger als ein Viertel der berichteten Ereignisse haben sich die Befragten ungestützt unmittelbar nach Ende der Nachrichtensendung noch erinnert. Von der Textmenge der Nachrichten waren nur 40 v. H. im Gedächtnis geblieben. Doch diese geringe Menge reichte offenbar meistens aus, um das Wesentliche zu begreifen. Immerhin beurteilten die Kodierer der aufgezeichneten Interviews fast drei Viertel der Nacherzählungen als richtig und zwei Drittel als verständig.

Wie valide diese Einstufungen waren, läßt sich leider nicht ohne weiteres beurteilen. Zwar gibt Ruhrmann einen Reliabilitätswert von 0,71 an (Holsti-Koeffizient), doch ist dies nur ein Mittelwert über alle »pragmatischen« Variablen. »Inhaltliche Richtigkeit« und »objektives Gesamtverständnis« wurden als neunstufige Ratingskalen kodiert; ob darüber hinaus Anweisungen für die Einstufung gegeben wurden, ist nicht klar. Ruhrmann erläutert das objektive Gesamtverständnis lakonisch als Erfassung von »Sinngelalt und Kontext«. Schon der Begriff objektives Gesamtverständnis müßte für jemanden eigentlich problematisch sein, der wie Ruhrmann ein schematheoretisches, konstruktivistisches Rezeptionsmodell annimmt. Zumindest hätte man bei einem so zentralen – und in der einschlägigen Forschung so unterschiedlich operationalisierten – Aspekt wider Messung von Verstehen weniger karge Erläuterungen erwarten dürfen.

Im Unterschied zu vielen als Laborexperiment oder Telefoninterviews konzipierten Rezeptionsuntersuchungen ließ Ruhrmann die Fernsehzuschauer daheim aufsuchen und an sieben Tagen der Jahre 1983 und 1984 unmittelbar nach einer Sendung weitgehend ungestützt ihre Erinnerung wiedergeben – ein Vorgehen, wie es aus einigen englischen und amerikanischen Erhebun-